

Ein Ort zum Bleiben

Die Kreativ-Genossenschaft „Kunstwohnwerke“ plant ein Atelier- und Wohnungskollektiv in Berg am Laim

Ein kariertes Stück Stoff ist noch in die Nähmaschine gespannt, bunte Stecknadeln markieren die geplante Naht – ein Knopfdruck, und die Maschine könnte loslegen, den Rock zu nähen. Der lange Raum in dem ehemaligen Fabrikgebäude in der Streitfeldstraße 33 ist gefüllt mit Maschinen und Kleiderständern, eine Schere liegt auf dem Fensterbrett. Das Namensschild an der Eingangstür verrät, wofür der Gebäudekomplex bis vor zehn Jahren genutzt wurde: „Henrik Kuszner – Röcke, Blusen, Hosen“. Kleidung wird hier in Zukunft nicht mehr genäht. Die beiden Gebäude aus den sechziger Jahren stehen kurz vor dem Verkauf an die Genossenschaft „Kunstwohnwerke“.

Auf den 2400 Quadratmetern soll Raum für Kreative entstehen: Ateliers, Werkstätten, Proberäume, ein Tonstudio und Künstlerwohnungen, finanziert aus den Einlagen der Genossen, Stiftungsgeldern und mit Bankkrediten. Genossenschaften sind nichts Ungewöhnliches mehr. Ihr etwas altbackenes Image von Selbsthilfeorganisationen aus der Frühzeit der Arbeiterbewegung ist längst überholt. Gerade im Bereich Wohnungsbau sind sie bekannt, auch Arbeitsgenossenschaften gibt es schon lange. Aber Wohnen und künstlerisches Arbeiten in die Rechtsform der Genossenschaften zu gießen und an einem Ort anzusiedeln, das ist neu.

Die Kunstwohnwerke wurden vor zwei Jahren gegründet. Lucia Dellefant war eines der ersten Mitglieder. Zusammen mit einigen Kollegen suchte sie nach dauerhaften Ateliers. In der Kultfabrik, wo sie bisher arbeitete, wurden Mietverträge immer nur für einige Jahre geschlossen. Danach begann wieder das Suchen und Umziehen. Eigentum musste her. Das zu finden und zu finanzieren ist in München allerdings schwer. So gründeten die Künstler erst einen Verein, dann die Genossenschaft, um gemeinschaftlich ein Objekt zu erwerben. Letztes Jahr stieß die Künstlervereinigung dann auf den Komplex in Berg am Laim – ein perfektes Gebäude: riesige freie Flächen, Infrastruktur und Lagerräume im Keller. Dellefant und ihre Kollegen begannen zu rotieren: verhandelten mit Banken, suchten Unterstützung bei der Stadt, schrieben Mietflächen in Internetforen aus, warben bei Künstlervereinen.

Genossenschaft heißt für sie vor allem Selbsthilfe. Mit Erfolg: Bis heute haben die Kunstwohnwerke mehr als 50 Mitglieder, 30 von ihnen wollen das Gebäude be-

ziehen und haben ihre Fläche dafür schon reserviert. Es sind professionelle Künstler zwischen Mitte 30 und Mitte 50, aus den verschiedensten Kreativbereichen: Maler, Fotografen, Bildhauer, Musiker, Installationskünstler aber auch Autoren, Grafiker und Architekten.

2,3 Millionen Euro kostet das Gebäude, dazu kommt die Renovierung, die etwa genauso teuer wird. Die Fassade muss gemacht werden, Dämmung, Heizung, Fenster und Elektrik erneuert und Zwischenwände eingezogen werden. Energiesparend und nachhaltig soll renoviert werden. Die Kunstwohnwerke sind ein zukunftsorientiertes Projekt. Das beschränkt sich nicht allein auf den Gebäudeumbau. Nachwuchsförderung und die Einbindung aufstrebender Künstler gehören auch zum Konzept. Deswegen soll es ein Förderatelier geben, gesponsert von einem Unternehmen und jungen Talenten vorbehalten. Daneben ist Platz für ein Gastatelier, für vorübergehende Nutzer.

Momentan fehlen zwischen 200 000 und 300 000 Euro. Dellefant sieht sich damit kurz vor dem Ziel. 300 Quadratmeter sind noch frei, das entsprechen etwa zehn Mietern. Von den sechs Wohnungen, die

jeweils am Ende der Etagen entstehen sollen, ist noch eine zu haben, wobei das Gebäude nicht voll belegt sein muss, um es zu finanzieren. Die bisher fehlenden Mieter könnten in Dellefants Vorstellungen auch durch private Investoren ersetzt werden. Man müsse kein Künstler sein, um das Projekt zu unterstützen. Die Genossenschaft spreche auch Leute an, die ihr Geld für eine Idee anlegen wollen. Durch die Rechtsform Genossenschaft sei garantiert, dass man sein Geld jederzeit wiederbekomme, noch dazu mit einer günstigen Verzinsung. Dafür sorgen Vorstand und Aufsichtsrat der Genossenschaft, die regelmäßigen Wirtschaftsprüfungen unterzogen wird.

Zur Kunst gehört auch Lärm

Auch David Flynn ist Genosse und führt derzeit Interessenten durch das Gebäude. Eine Künstlerin ist heute zur Besichtigung gekommen. Kirchenmalerin sei sie und brauche Platz zum Arbeiten. Ob es störe, wenn sie manchmal ein bisschen hämmere, fragt sie mit italienischem Akzent. David Flynn lacht und erzählt von den beiden Goldschmieden, dem Steinmetz und dem Musiker, die in

das Gebäude einziehen wollen. Nein, Lärm gehöre eben auch zur Kunst.

Der gebürtige Amerikaner ist Maler und führt durch die Räume, als seien sie schon belegt. „Auf dieser Etage ist nur noch wenig frei. Da vorne ist Cornelia, rechts davon Tom, hier kommt eine Wand und daneben die sanitären Anlagen.“ Optimismus gehört zu so einem Projekt dazu. Ohne den hätten Dellefant und die anderen Genossen wahrscheinlich schon aufgegeben.

Es ist vor allem das Geld, dass viele Interessenten abschreckt. Die Nutzer zahlen eine Einlage von 330 Euro pro Quadratmeter. Dazu eine monatliche Miete von 6,80 Euro pro Quadratmeter plus Mehrwertsteuer und Nebenkosten. Bei einer Ateliergröße von 20 Quadratmetern ist man schnell bei mehreren Tausend Euro.

Auch die Grafikerin Barbara Pirthauer hat ihre Fläche schon reserviert. Das Geld hat sie dabei nicht gestört: „Mir geht es vor allem um die Gemeinschaft. Ich erhoffe mir Synergieeffekte von der Arbeit mit den Kollegen. Klar, dass man bei einem so großen Projekt investieren muss. Aber das Geld ist ja nicht verloren. Im Gegenteil: Es ist gut angelegt.“ Bisher arbeitete Barbara Pirthauer allein, von zu Hause aus. Ihre Fläche soll Büro und Atelier in einem sein: ein Raum, um Kunden zu treffen, aber auch zum Kreativsein.

Lucia Dellefant sieht den Nutzen der gemeinsamen Arbeit pragmatisch: Wenn viele Künstler an einem Ort arbeiten, könne man sich Arbeitsmaterial teilen: Transporter, Lagerfläche, Wasser, Strom – die „Hardware“ eben. Außerdem sei eine Galerie im Gebäude geplant, in der wechselnd die verschiedenen Künstler ausstellen könnten, an gemeinschaftlichen Tagen der offenen Tür will man mit den Anwohnern in Kontakt kommen.

Noch ist das schwer vorstellbar, zwischen Nähmaschinen und Stoffballen. Es ist sehr dunkel in den langen, kargen Produktionsräumen. Jede Etage mit 500 Quadratmetern, ohne Zwischenwände und vollgestellt mit alten Materialien – das schluckt viel Licht. Für Dellefant und Flynn ist das Projekt Streitfeldstraße aber längst nicht mehr „das große dunkle Loch“, nach dem es aussieht. „Neulich hat mir jemand gesagt, ich solle doch mal Fenster putzen, da würde es auch heller werden. Aber das mache ich jetzt nicht. Meine Fenster putze ich im nächsten Sommer, wenn ich einziehe“, sagt David Flynn, lacht und kratzt sich einen Rest gelber Farbe vom Ohr.

ANNE FROMM



Hier sollen Ateliers entstehen: David Flynn (links), Martin Bruckner und Lucia Dellefant in der ehemaligen Kleiderfabrik.

Foto: Robert Haas